Rückzug

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse = Gazetta militare svizzera**

Band (Jahr): **63=83 (1917)**

Heft 38

PDF erstellt am: **23.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-33597

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Basten einer fahrenden Mitrailleur - Kompagnie eine Seltenheit ist, dürften sich auch die gesundheitsschädlichen Folgen eines vorgeneigten Ganges mit eingezogener Brust bei der fahrenden Mitrailleur-Kompagnie kaum einstellen.

Selbst wenn die Treffsicherheit der Fahrer mit Revolvern eine gute sein sollte, so dürfte ihnen dieselbe kaum zu gute kommen, wenn die Patrouillen sich im allgemeinen nur durch Feuer aus einiger Entfernung bemerkbar machen werden. Die Ausrüstung der Fahrer mit Karabiner ist im Hinblick auf die Möglichkeit eines bevorstehenden Krieges vorgeschlagen worden; solange auf diesen Krieg hin die Rüstungen beschleunigt werden, steht auch der Ausbildung mit Karabiner in den wiederholten Ablösungsdiensten keine Schwierigkeit im Wege. Die Dauer der Rekrutenschule für fahrende Mitrailleure ist ohnehin zu kurz, um Kriegsgenügen zu gewährleisten, diesem Umstand ist 1916 und 17 durch Verlängerung der Rekrutenschule um 4 Wochen Rechnung getragen worden. Die Frage der Bewaffnung ist somit nicht von entscheidender Bedeutung bei der Besprechung der Frage der Dauer der Schule.

Wenn der Fahrer Zeit findet, um mit seinem Revolver auf allerhand gefiedertes Getier in Gärten und Feld zu zielen, so wird er ebenso gut Zeit finden, das obligatorische Programm mit Karabiner zu erfüllen. Im übrigen ist es mir nicht möglich, die außerdienstliche Schießpflicht für die Landbevölkerung, aus der sich die Fahrer zum größten Teil rekrutieren, als eine gefürchtete Servitut anzusehen. Dieser Umstand könnte aber sowieso erst nach dem Kriege zur Geltung kommen, die Ausrüstung der Fahrer mit Karabiner würde jedoch zu den jetzigen Kriegsrüstungen gehören.

Die Tatsache, daß der Fahrer im inneren Dienst stärker belastet ist wie der Mitrailleur, hat bei den fahrenden Mitrailleur-Kompagnien schon lange dazu geführt, den Mitrailleuren einen Teil des inneren Dienstes der Fahrer zuzuweisen. Die Besorgung der beiden Karabiner eines Fahrerpaares könnte mit Leichtigkeit 2 Mitrailleuren des betreffenden Wagens übertragen werden, und da sich die Karabinerreinigung dank den vorhandenen Putzstöcken schneller vollzieht, wie die Gewehrreinigung der Infanterie, müßte bei zweckmäßiger Organisation eine zeitliche Ausdehnung des inneren Dienstes nicht befürchtet werden. —

Es ist ganz selbstverständlich, daß nicht um des Gewehrgriffs willen an die Einführung des Karabiners gedacht war; im übrigen kommt es ja nicht auf die Zahl der Drillmittel, sondern nur auf die Art des Drillbetriebes an, um zu entscheiden, ob derselbe die soldatische Erziehung fördert oder nicht. Die soldatische Ausbildung der Fahrer mit Karabiner würde aber dennoch durch Abgabe der Karabiner gefördert werden, denn durch Abgabe dieser vortrefflichen Waffe, auf die man sich im Kampfe verlassen kann, würde der Fahrer dem Mitrailleur gleich gestellt.

Oberleutnant *Rieter*.
Kdt. ad. i. der Fahr. Mitr. Kp. II/5.

Rückzug.

Die Literatur des Weltkrieges, insbesondere die Erzählungen und Schilderungen von Mitkämpfern und Augenzeugen, die nachgerade zu einer gewaltigen Flut anschwillt, bietet für den, der sie systematisch verfolgt, namentlich dann ungemein viel, wenn er sie unter bestimmten Gesichtspunkten studiert. Das Zusammenfassen und Zusammenstellen von einheitlichem Standpunkte aus muß aber auch den Kameraden interessieren, der nicht in der glücklichen Lage ist, die Uebersicht über das Ganze zu haben; es wird ihn vielleicht dazu führen, dieses oder jenes Buch im Original zu lesen, ihn anregen, ein anderes, das er flüchtig durchgangen, zu eigenem Nutzen gründlicher durchzuarbeiten. Aus derartigen Vorstellungen heraus sind verschiedene Aufsätze entstanden, die ich hier veröffentlichte (Kriegspsychologisches, Vom Gebirgskrieg u. a.) und weitere, die ich noch zu publizieren gedenke. Heute soll der Rückzug an die Reihe kommen, der zur Stunde eine so große Rolle spielt, der erzwungene sowohl wie der freiwillige. Als Quellen für meine Darlegungen nenne ich, um nicht immer wieder darauf zurückkommen zu müssen: „Aus dem Tagebuch eines Glückskindes", Stimmungen und Erlebnisse eines österreichischen Reserveoffiziers von Dr. Otto Tumlirz (Concordia, Berlin), „Der Krieg im Argonnerwald" von Bernhard Kellermann (Julius Bard, Berlin), „Als Pionier in Frankreich" von Reinhart Biernatzki und „Mit den Kriegsfreiwilligen über die Yser" von Hans Osman (beide in der Sammlung „Aus den Tagen des großen Krieges" von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig), „Meine M. G. K.", Kriegserlebnisse in Ostpreußen von Herbert Sehring (C. H. Beck, München), Max Osborn „Drei Straßen des Krieges. Arras, Champagne, Flandern." (Ullstein & Co., Berlin-Wien), „Des Krieges Gesicht". Mit dem Sieger von Longwy von E. Blumenthal (Gerhard Stalling, Oldenburg i. Gr.-Berlin). Daneben wurden noch andere Drucksachen, jedoch nicht ausführlich, benutzt.

Daß der Rückzug zu den schwierigsten Operationen gehört, war schon lange bekannt, daß er dem Menschen schwere seelische und moralische Leiden bringt, ist ohne weiteres verständlich, wie fürchterlich sie jedoch sind, das hat erst der Weltkrieg so recht dargetan — daß die Menschen wissen, welche unermeßlichen Abgründe von Leid sich auftun, wenn die Raserei des Krieges regiert, und sich ihr doch noch unterwerfen, ist vielleicht das größte Rätsel im problematischen Zusammenleben dieses zwischen Tiertum und Gottheit ratlos schwankenden Geschlechts, meint Osborn. Umso merkwürdiger erscheint es dem Fernstehenden, daß, wie kürzlich eine Zeitung schrieb, Krieg und Front ein Gift in sich zu haben scheinen: „wer es einmal geschmeckt hat, den läßt es nicht mehr los". Ein Krieger aber meint dazu: Heimweh nach der Front — nach der Truppe, es ist an sich verwunderlich, aber es ist so. Und wir wundern uns, daß das unsere Frauen, unsere Angehörigen gar nicht begreifen können. Es ist wie das Jagen oder Bergsteigen, den es einmal gepackt hat, läßt es nicht wieder aus seinem Bann. Wir marschieren, und das Rasseln und Trappeln macht vertraute Musik dazu — die Batterie ist schon eine Heimat für uns geworden.

Es hat eine Zeit gegeben, wo man den Rückzug als eine Schande, eine schwere Schmach betrachtete und nicht bedachte, daß er manchmal als Notwendigkeit erscheinen, ja angeordnet werden *muß*, geradezu um ein Heer zu retten, einen Armeeteil, eine Einheit vor dem Zusammenbruch zu bewahren. So ging das zur Zeit des erythraeischen Feldzugs zu

kraft bestehende italienische Reglement mit kurzen Worten über den Rückzug hinweg. Wie verhängnisvoll eine solche Auffassung aber werden kann, hat das Land in jenem Feldzug schmerzhaft genug erfahren müssen. Der damals bei Adigrat geschlagene und später vor Kriegsgericht gestellte General Barattieri hat sich in einer Rechtfertigungsschrift („Memorie in Africa", Torino, Fratelli Bocca 1898) hinter die Bestimmungen zu verschanzen gesucht, die verbieten, bei der Abfassung von Befehlen die Möglichkeit eines Rückzuges zu erwähnen, und meint, es habe sie daher auch niemand, weder er, noch seine Unterführer, ins Auge gefaßt und es sei deswegen auch die Angabe eines Sammelpunktes nach Mißerfolg unterblieben. Die grauenhafte Erfüllung des geflügelten Wortes: Vae victis! hat jedoch dazu geführt, daß man nicht nur in Italien, sondern in allen Heeren eine Ueberprüfung der Bestimmungen vorgenommen und sich wieder etwas mehr mit dem Studium der Organisation des Rückzugs beschäftigt hat, in den eine Menge seelischer und physischer Faktoren hineinspielen, die zu berücksichtigen sind, wenn er gelingen soll. Daß das gut war, hat der große Krieg zur Genüge bewiesen.

Wie es in einem Rückzugsgebiet aussieht, davon kann man sich kaum eine Vorstellung machen. Ich gebe zur Illustration Blumenthal das Wort: . . Ein Dorf kommt — halb Trümmer, halb erhalten. Man ist gar nicht mehr neugierig. Beinahe muß es so sein, denn wir kennen ja andere Bilder gar nicht mehr. Das Auge wird gegen Trümmer und Brandruinen stumpf und der Geist gleichgültig. Hinter dem Dorf ein großes Massengrab, ein Kreuz darauf, in französischer Sprache sauber gemalt eine Inschrift: Ruhm, Ehre, Vaterland — dem Andenken der Gefallenen des 135. Linienregimentes. Der Hügel ist sehr lang; es müssen viele darunter liegen, sehr viele. Auch dagegen wird man stumpf . . . Und nun kommt eine psychologisch ungemein interessante Stelle: Die Mannschaften sehen und lesen — ach, es sind Franzosen. Wenn es recht viele sind, scheinen sie beruhigt. Auch das ist vom menschlichen Standpunkt jetzt verständlich. Je mehr Franzosen kaputt sind, desto weniger können schießen, auf dich, auf deinen Bruder, deinen Kameraden. Der Ausdruck für „Fallen" oder „Schwerverwundet" ist das kurze „Kaputt". Es ist in der Truppe entstanden — aus der Mannschaft heraus. Ein Franzose liegt im Straßengraben — der ist kaputt; daraus klingt ein Unterton: gut, daß er kaputt ist. Im Feld liegt ein Feldgrauer, der ist auch „kaputt", der arme Kamerad; — daraus spricht lauteres Mitleid und Anteilnahme. Der Krieg wird schon geschäftsmäßig gehandhabt; der Mann hat sich in die Lage gefunden nach seiner Art. Dabei wird das Heer eine lebende Maschine, der einzelne Mann ein Maschinenteilchen, ein Kettenglied — es geht kaputt! Wie ein Gegenstand, eine Sache „kaputt" geht. Das nebenbei: Also ein Grab mit vielen Franzosen, die alle kaputt sind. Vorbei. Ein zweites Dorf kommt; die graue Schlange kriecht weiter in Sonne und Staub. Es wird Abend, warmer Wind streicht durch Gehölz und Felder, und der Krieg haucht uns an mit stinkigem Atem. Es riecht überhaupt alles: Erde, Luft, Wasser, Pferdemähnen und Kleider. Der Gestank nimmt gar kein Ende. Allenthalben, beim Essen, beim Trinken, sogar im Schlaf kommt der Aasgeruch; es schmeckt und riecht alles süß. Aber auch daran gewöhnt man sich, denn niemand kann es ändern, und die Sonne vermehrt die Düfte, je länger und je wärmer sie scheint . . .

An einer anderen Stelle schreibt unser Gewährsmann: . . . Während der Schlacht lag die Straße unter schwerem Feuer. Kein Mensch konnte durch. Artillerie sollte und mußte nach vorn. Da fuhr die Batterie im Galopp dem (parallel zur Straße verlaufenden) Bahnkörper entlang über Schwellen und Schotter und zwischen den Schienen. Diese Radspuren und Pferdehufe auf dem Bahndamm reden eine bessere Sprache als Lieder und tausend Worte. Unmögliches gab es nicht. Konnte man auf der Straße nicht fahren, nun, so fuhr man auf dem Schienenstrang. Was fiel, das fiel, wenn nur die Batterie an die befohlene Stelle kam. Habt Achtung vor solchen Männern! Jetzt kommen wir an die Stelle, wo die Batterie vom Damm herunterfuhr, durch Graben und über die Straße. Hier war sie in Stellung. Ein wüster Haufe von Pferden liegt im unsinnigsten Knäuel durcheinander. Hier faßte das Geschoß. Die großen Leiber sind aufgebläht — Köpfe, Beine, Geschirr, eine zerbrochene Stange dazwischen. Der Geruch nimmt einem den Atem. Menschen liegen an der Straße. Auf den Feldern werden große Gruben ausgehoben — Massengräber. Schon kann niemand die Toten mehr aufheben; sie liegen schon zu lange an der Sonne. Der Jammer faßt einem ans Herz. Die Kreuze werden immer zahlreicher. Da kommt das nächste Dorf — ich sah es in der Nacht nach der Schlacht vollends brennen. Trümmer und Ruß, geschwärzte Mauern, zerbrochene Fenster. Das alte Lied. Am Ende des Dorfes liegt auf dem Felde ein großer Haufen von Waffen und Ausrüstungsstücken; die sie trugen, wurden eben zur Erde bestattet. Rechts gähnt ein Massengrab. Deutsche Kameraden werden hineingelegt. Sie haben zusammen gestritten und sollen auch zusammen ruhen — bis zum letzten Sammeln. So ein Grab ist grauenhaft und doch heilig zugleich, man wird so ganz klein, wenn man vorbeizieht, so ganz klein.

Wieder ein Dorf; dasselbe Bild — wieder Trümmer. Hört denn das Verderben niemals auf? Wir sind zu schwach vielleicht, um es zu fassen. Weiter — weiter. Am Nachmittag fahren wir in Feuerstellung hinter einen Berg. Es liegen tote Rothosen auf dem Felde, hier einer, dort einer. Der Hauptmann nimmt sein Glas und sieht hin. Das sind Turkos, sagt er, Schwarze. Ein Beerdigungskommando tritt an. Die roten Punkte verschwinden. Es waren aber keine Schwarzen, es waren Weiße, richtige weiße Franzosen. Die Sonne hatte die Leichen nur schwarz gemacht. Wie ist doch die Erde mitleidig, wieviel verdeckt und verbirgt sie. — Nun ist der Platz und die Umgebung gesäubert; aber wir ruhen noch nicht. Wir suchen nach der Nase, und die führt untrüglich. In den Strohpuppen liegt noch mancher Tote verborgen; verwundet sind sie verendet wie ein Stück Wild im Wundbett . . .

Im Walde, dort drüben, auf einem Wege lag eine ganze französische Munitionskolonne; alles noch: Leute, Pferde, Wagen . . . Das waren die Gehölze, in die wir in der Schlacht stundenlang hineingeschossen hatten in die Weichenden — vor sechs Tagen von drüben her. Hier war auch das furchtbare Feuer der schweren Feldhaubitzen hineinge-

fahren. Da lagen die bepackten Wagen der Kolonne, einer hier, einer da, die Pferde im Geschirr davor; in der Angst waren die Stangenpferde über die Mittelpferde gekrochen. Dazwischen die Reiter. Arme streckten sich aus dem Pferdeknäuel; noch umklammerten die Schenkel den gestürzten Pferdeleib. In wahnsinniger Flucht mußte die Kolonne nach dem Wege zu gefahren sein. Jedes Fahrzeug wollte zuerst hinein. Und dort hatte es gefaßt, das Grauen, das Würgen. Den Leichen waren die Bartstoppeln gewachsen: die geschwollenen Hälse wollten die Uniformen zersprengen. Einige kauern unter den Bäumen steif und starr, die Hände auf die zerrissenen Leiber gepreßt. Andere liegen daneben mit heraushängenden Eingeweiden. Ein Wagen war umgeschlagen. Die Geschosse lagen umher, dazu Werkzeug und Kartuschen. Fetzen von Menschen hingen auf den untersten Aesten der Bäume. Wir rissen die Augen weit auf vor Grauen und Entsetzen. Dann liefen wir alle, was wir laufen konnten. Nur hinaus aus dem Holz, fort aus Tod, Pest und Gestank. Draußen auf der Wiese erst blieben wir stehen, um Luft zu schöpfen. Und niemand spricht — es würgt einem jeden den Hals zu. Wir wollen nicht mehr sehen; es ist genug, genug des Entsetzens. Auf einem kleinen Stoppelfeld links liegt es wieder, Mann an Mann — Infanterie — acht allein auf einem Haufen. Nur vorbei — fort!

Wir sitzen im Quartier. Der Koch hat das Essen gebracht. Niemand rührt einen Bissen an. Ueberhaupt Fleisch . . . ich bin richtig krank. Tabak hilft einem darüber hinweg und Kognak. Wenn wir nur den furchtbaren Geruch los würden! —

Ge[illegible] die vorstehenden Zeilen die Eindrücke und Einw[illegible]ungen des Rückzugsgebietes auf den siegreichen Verfolger wieder, so mögen nun ein paar Schilderungen von Teilnehmern am Rückzug folgen. Zunächst soll einer zu Worte kommen, der jeder Lage stets die angenehmste Seite abzugewinnen versteht, ein beneidenswerter junger Mann, dem es nach seiner Auffassung in den schlimmsten Situationen immer noch viel zu gut geht, der zudem gerne über seine Beobachtungen philosophiert, Reinhart Biernatzki: Es war kurz vor der ersten Schlacht an der Aisne, die Leute waren durch beständige Verschiebungen arg mitgenommen: . . . Nach diesen Märschen ohne Unterbrechung sollte unsere Division einen Ruhetag haben. Trotz Dunkelheit bekamen wir ganz nette Quartiere. Einwohner waren fort. Aber am nächsten Morgen, Sonntag, wurden wir von Granaten geweckt, die in nächster Nähe des Hauses einschlugen. Ein Pionier wurde durch Splitter leicht verletzt. Also heraus aus dem Ort und vorwärts! Unser großer Gerätewagen hielt auf der Chaussee, wir lagen in Schützenlinien vor einem Bache. Da wird die Chausee beschossen. Wir erhalten den Auftrag: Flankenschutz, gehen zurück. Da kommt auf der Chaussee unser Vierspänner ohne Führer angerast. Granaten waren dicht neben ihm eingeschlagen und hatten einen Chauseebaum zersplittert. Ich und zwei Mann stellen uns dem Wagen entgegen und bringen ihn zum Stehen. Wir gingen in ein Schloß, das von etwas Wald umgeben. Da war es eine Zeitlang sehr schön, aber wir mußten durch diesen Wald hindurch. Schon zwischen den Bäumen des Waldes fielen einige Granaten. Wir sausten in den tiefen Straßengraben, freies Feld vor uns, zwei Pappelreihen an der Seite der Chaussee. Da ging aber erst das Artilleriefeuer los. Granatsplitter und Steine sausten über uns hinweg, Zweige krachten von den Bäumen, Riesenlöcher wurden in den Boden geschlagen. Mehrere Geschosse gingen nun nicht fünfzig bis hundert, sondern zehn Meter hinter uns nieder. Eine Anzahl von uns wurde natürlich verwundet. Wir konnten nichts dagegen tun. Wir lagen verhältnismäßig gut im Graben . . . Unsere Division war zu weit nach Süden vorgestoßen. Es kam der Befehl, zurückzugehen, und so rückte die ganze Infanterie, Artillerie, Kavallerie ab — löste sich ohne Schwierigkeit vom Feinde los, wie es in der Dienstsprache heißt . . . Die Ebene, wo wir gelegen, wurde geradezu abgefegt. Es gab einen so furchtbaren Staub, daß ich meinen Nebenmann nicht erkennen konnte. Vor mir, hinter mir schlugen Granaten ein, neben mir sausten rechts und links Granatstücke vorbei. Da war nur möglich, platt liegen zu bleiben oder seitlich hinauslaufen. Ich blieb still liegen. Die Erde dröhnte und zitterte. Aber es ging alles an und über mir vorbei. Links ein paar Schritte weiter wurden drei Mann verwundet . . . Ueberhaupt haben wir sehr viele Verluste gehabt . . . Nun folgten wieder lange Märsche, der Rückzug ging wohlgeordnet weiter. Biernatzki erzählt dann, wie der Marsch nur wenig gestört wurde, wie die Pioniere Brücken sprengten, er selber eine Sprengung vornehmen mußte, und gerät dann ins Philosophieren: Krieg ist eine furchtbare Energievergeudung. Kulturwerte verfallen ohne neue Werte zu schaffen. Es wird vergeudet, daß es keine Art mehr hat. Alles ist wertlos, wenn man es nicht essen oder mittragen kann. Ein Monist muß natürlich den Krieg von seinem energetischen Standpunkt aus rundweg verwerfen. Aber wir entgegnen ihnen, durch den Krieg sollen höhere Werte geschaffen werden dadurch, daß wir für Recht und Wahrheit gegen Lug und Trug eintreten unter Aufopferung unserer Person . . .!

Ueber den Rückmarsch aus dem Ueberschwemmungsgebiet kann uns Osman berichten. Er tut das in etwas kräftigeren Tönen als Biernatzki: Während wir im Lande herumfuhrwerkten (die Munition mußte überall ergänzt werden), war vorne an der Yser etwas eingetreten, das uns zwang, abzuziehen. Schon am Tage vorher war uns aufgefallen, daß das Wasser im Kanal sich merkwürdig hob. In den Unterständen und Schützengräben wars, trotzdem wir noch immer leidlich trockenes Wetter hatten, recht feucht geworden. Und dann stieg das Wasser rasch, als ob es von unten, vom Meere her heraufgedrängt würde . . . Und dann mußten wir den Platz an der Yser verlassen. Schon war das weite Wiesengelände rechts und links in einen See verwandelt. Nur die Wege hoben sich wie einzelne Rippen daraus hervor, und man konnte beinahe berechnen, wann auch sie überschwemmt sein würden . . . „Feige Hunde!“ Das war das Motto, mit dem wir unsere Stellungen an der Yser verließen . . . Unser Kommandeur ging als letzter über die Brücke zurück. Er erhob sich in den Bügeln und stieß ein kurzes, knurrendes Lachen aus. „Wir müssen hier weg, Jungens!, rief er, aber ihr könnt gewiß sein, wir fassen sie doch noch!“ Ueber uns lag eine gedrückte Stimmung. Man wußte nicht recht, wohin es ging — gingen wir auch wirklich nicht zurück? Würden wir den Gegner wo anders zu fassen bekommen, nachdem er sich feige hinter dem Wasser verschanzt hatte?

(Fortsetzung folgt.)